



1926-08-24

# Allerhand Passagiere

Ann Tizia Leitich

## Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: [http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260824&seite=9&zoom=33>

## BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Allerhand Passagiere" (1926). *Essays*. 110.  
[http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/110](http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/110)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu).

## Allerhand Passagiere

### Bilder von einer Ozeanfahrt.

Von Ann Tizia Leitich (Newyork).

Den ersten Tag, nachdem der Dampfer die alte Hansastadt verlassen, ist es nichts als ein Aneinandervorüberlaufen auf dem langen Wandeldeck, ein geheimes Inspizieren, ein oberflächliches Ab- und Einschätzen. In dem Maße, als das Festland der Wirklichkeit entschwindet, verändern sich die Bande, die von den Menschen auf dem Schiffe dahinlaufen; dehnen sich, weiten sich, werden lockerer. Und mit ihnen verändern sich die Menschen. Die allumfassende, beruhigende, großartige Einförmigkeit des Meeres, das Ab- und Weggleiten von den Ufern gibt ihnen ein wohltuendes Losgelöstsein. Sie haben den Staub der guten, alten und oft recht ermüdenden Erde von ihren Füßen gestreift und schweben in azurner oder grauwallender Unendlichkeit auf dem Schiffe dahin, als wären sie auf einem anderen Stern. Deshalb wirkt eine Ozeanfahrt als stärkende Erholung.

Sie beginnen denn auch bald, sich aus den Schalen der Reserve zu schälen, sind Gesprächen nicht abgeneigt; Schranken fallen und die gemeinsamen Mahlzeiten, der Sport-, der Spielplatz und jene süße Lässigkeit, mit der man nebeneinander auf den Steckstühlen liegt, spielen bereite Vermittler. Keine verhängnisvollen Liebschaften brennen hier lichterloh an, keine in den Verführungskünsten mehrerer Erdteile erfahrenen Don Juans verfolgen hier die rauchenden, schwatzenden, reizend kurz berockten Mädchen. Keine jener Leidenschaften flammen auf, die die geschickten, parfümierten Hände jener Damen mit unbestimmter Herkunft und desto bestimmteren Zielen anfachen, die sich die großen, eleganten Dampfer als bequemen und ergiebigen Angelpfuhl für ihre Fischzüge unter der brieftaschentüchtigen Männerwelt ausersehen haben. Jeder Vater kann seinen jungen Erben dieser unpräntiösen ersten Klasse anvertrauen, jede brave und ihres Gesponsen gern sichere Ehefrau ihm ihren Gatten. Im Rauchzimmer steht zwar auch angeschlagen. „Vor Falschspielern wird gewarnt“, aber die skrupellosesten unter dieser internationalen Gemeinde suchen sich wohl auch ein ihren Zwecken geneigteres Publikum aus.

Der „Columbus“ aber, dieser Prachtdampfer des Norddeutschen Lloyd, ist ein *Schiff der soliden wohlhabenden Bürgerlichkeit*. Familien, ehrsame Geschäftsleute, alleinreisende Ladies, die unbehelligt bleiben, Strohwitwer, die treu bleiben wollen, finden sich hier zusammen.

Nach dem Tanz in der großen Halle sammeln sich die Herren im Rauchzimmer, das selbstverständlich neben der Bar liegt. Hier wird jeden Abend die Geschwindigkeit des Dampfers verauktionert. Wie viele Meilen wird er morgen machen? Ein junger Mann ruft die Zahlen aus, bringt sie unterm Hammer.

„480 Meilen! Eine gute Zahl! Eine mittlere, eine sichere Zahl. Höchstwahrscheinlich wird sie gewinnen.“

„Zehn Dollar!“ tönt es aus der Tiefe eines Fauteuils über einen Manhattan Cocktail hinüber, den sechsten – neben anderen – den Mr. Otto sich heute einverleibt.

„15!“ „20!“ „30!“ – Die schon etwas schläfrigen Stimmen werden lebhafter, die Beine werden straffer angezogen, die Stimmen beleben sich, werfen die Zahlen über die Tische, daß sie klimpern. Wie sie das Spielen lieben, das Lockende des Zufalls, vor dem ihnen die Dollars leicht in der Tasche werden!

Mit sechzig wird die Zahl 480 verkauft.

„499 Meilen! Oh, das Wetter ist gut, das Schiff machte schon 510. 499 ist *die* Zahl.“ Er macht das mit Erfahrung, der junge Mann; früher oder später war jeder ein Salesman, ein Verkäufer, in Amerika und wenn er nichts anderes verkauft hätte als seine eigene Smartheit.

„25!“ – „26!“ – „28!“ –

„Oh,“ sagt da der Auktionär, „warum uns mit einzelnen Dollars abquälen! Runde Zahlen, meine Herren, bitte.“

„35!“ fällt ihm Mr. Schmitt ins Wort, Mr. Schmitt, Bankier aus Chicago, in dessen großen, wasserblauen Augen des gebornen Norddeutschen die Stetigkeit des schon etwas müden Pflichtbewußtseins nun von fröhlichem Flackern überglänzt ist.

Wer die Zahl gekauft hat, hat die Anwartschaft auf die Gesamtsumme des durch die Auktion gewonnenen Geldes, wenn sich seine Zahl morgen als die richtige herausstellt. *Oft darf so der Gewinner sechs- und siebenhundert Dollar einstecken*, während die anderen um ihren Anteil leichter sind. Natürlich dürfen sich Damen beteiligen, aber sie machen davon nur kargen Gebrauch. Frauen sind selten, außer am Roulettetisch, willig, dem Zufall Geld in den Rachen zu werfen; sie finden, daß sie dafür bessere Verwendung haben. Spieler und Kind ist der Mann in viel höherem Maße.

Verhandelt wird Englisch; *Deutsche* beteiligen sich nicht am „*pool*“. Für sie sind die Dollars Mark, daher vierundeinhalbmal höhere Zahlen, die reißen tiefere Löcher in die Brieftasche. Außerdem sind sie bei weitem in der Minderzahl hier auf ihrem eigenen Schiff. Zumindest in der ersten Klasse. „*Ja, Professoren reisen in der dritten! Wir haben einen Universitätsprofessor in der dritten*“, sagt der Zahlmeister fast stolz.

Und *Oesterreicher*? Sie sind ebendort. *Auswanderer*. Ein paar blasse, schicksalsergebene Menschen. Was werden sie in Amerika machen? Oh, sie sind informiert, sie haben keine hochgezäumten Erwartungen; aber jede Arbeit ist besser als Arbeitslosigkeit. Das Auswanderungsbureau in Wien, das sei gut, das sei tadellos, das habe sie in allen Vorbereitungen bereitwilligst unterstützt. Das wollten sie nur gesagt haben.

Wie wohl es tut, einmal etwas Gutes über Oesterreich – von Oesterreichern – zu hören.

Ja, das Geld. Aber alles macht doch nicht das Geld. Die Amerikaner glaubten es, doch beginnen sie jetzt manchmal schon ihren Irrtum einzusehen. Und Deutsche und Amerikaner auf dem Schiff hier verstehen einander gut, denn sie haben ganz oder zum Teil dasselbe Blut, sind Deutsche und Amerikaner, Deutsch-Amerikaner. „Das war mein erster Tritt nach Deutschland, in meine Geburtsstadt Bückeberg. Nach 40 Jahren in Amerika! Aber von nun ab werde ich jedes Jahr nach Deutschland gehen, jedes Jahr ein paar Monate am Rhein verbringen“, sagt träumerisch der grauhäuptige Mr. Schmitt. Und es ist nicht nur das Glas goldhellen Rheinweins vor ihm, das ihn in Heimatsstimmung versenkt, denn er hat vorhin nachdenklich eine Portion ganz gewöhnlicher „Roter Grütze“ gelöffelt und gemeint: „Ja, woraus machen sie das nur? Mutter hat es uns immer gegeben.“ – Aber gleich darauf ist er wieder selbstbewußter und selbstverständlicher Amerikaner, als man durch die Radiozeitung von Gertrude Ederle erfährt, „*Gertrude of America*“, die gestern alle Schwimmrekorde im Kanal schlug, indem sie ihn in 14 ½ Stunden überquerte. Auch eine Deutsche-Amerikanerin, Gertrude Ederle.

Am Abend ist Mr. Schnitt nicht beim „pool“. Der „pool“ ist ihm heute gleichgültig, alles ist ihm gleichgültig; er denkt ans Sterben. Auch andere sind nicht beim „pool“. Alle eben angespannenen Affinitäten bedeuten nichts, schon den ganzen Nachmittag lang. Der Trainer im Gymnasium ist allein inmitten seiner elektrischen Fahrräder, seiner elektrischen Pferde, Boxballs, Massage- und Zanderapparate; Shuffle-Ball, Bord-Tennis und Bord-Golf ist verlassen und auf dem Sonnendeck hoch oben, wo die Amerikanerinnen sonst ihre niedlich beschuhten und rassig-schlanken Beine ungeniert der Brise preisgeben, ringt der Nebel mit spritzenden Strähnen geifernden Gischts. Und das Boot taucht nieder, taucht auf, schraubt sich dabei um seine eigene Achse, gründlich, genießerisch, als wäre es ihm höchstes Vergnügen, den Menschen den Magen umzudrehen. In Decken gehüllt liegen vereinzelte Gestalten bleich, mit geschlossenen Augen auf Streckstühlen: starke Männer verschwinden spurlos, verbergen sich wie Primadonnen an einem ihrer Schönheit nicht günstigen Tage in der Einsamkeit ihrer Kabinen. Im Gang hie und da stößt man auf einen, der, sonst die Höflichkeit selbst, heute mit starrem Blick hart vorüberleitet. Unbarmherzig schüttelt, ringt die *Seekrankheit* in schmerzvollen Krämpfen aus dem Magen, die unwillige Kehle hinauf, was nur irgend in ihm enthalten ist.

Am nächsten Tag ist strahlende Sonne und opalene Ruhe über dem Meer. Alles ist lachend und photographierend auf den Beinen. Die Damen haben ihre hellsten Sommerkleider an und die Herren lassen ihre Phantasie, die in der Uniformität der Männerkleidung sonst jämmerlich geknebelt wird, in der größeren Freiheit des Sportkostüms fröhliche Sprünge machen. Heuer sind es nicht so sehr Hemden, Westen und Schlipse, die zum wechsellvollen Ausdruck der Persönlichkeit herangezogen werden, sondern Strümpfe, die durch die Mode der pludrigen Knickerbockers und Halbschuhe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt sind. In allen möglichen Mustern, Farbenzusammenstellungen, Schecken und Karrees stolzieren Strümpfe auf Deck: weiß, gelb und weiß, grau mit rötlichen Flammen, violett und rot kariert. Sogar ein paar scharlachroter ist da, das sich nachmittags zu noch größerer Abwechslung in kobaltblaue verwandelt.

Mr. Bode, von Bode & Co., Import von deutschen Spielwaren, benützt sein vollkommenes Wohlbefinden, um einmal gründlich zu krakeelen. Das Essen ist ihm nicht recht. Immer nur „Kalbsrücken Godard, Tournedos Massena, Charlotte Montreuil“ und ähnlichen Hokuspokus, eine ganze Karte voll, dreimal im Tag, macht ihn unglücklich. „Schweinshaxe mit Sauerkraut wäre auch da, von der dritten Klasse“, suggeriert da vorsichtig der verzweifelte Steward. Und Mr. Bodes zerknitteretes Gesicht überhellt Sonnenschein: „Das ist einmal etwas. Also bringen Sie es mir nur schnell!“

Der junge, elegante Bremer mit dem langen Rasseschädel ihm gegenüber hat kein Verständnis für Sauerkraut. Er denkt an ein hübsches, herzförmiges Gesicht, umflattert von kurzen, blonden Locken. Er hat gestern endlich unter den tanzenden Mädchen eine Wahl getroffen, und es ist eine Lust, das schöne Paar darauf losflirten zu sehen.

Dann ist aber auch die ganze Herrlichkeit bald zu Ende. Die Stewards werden noch aufmerksamer, die Bar macht noch bessere Geschäfte, schnell vor Torschluß, bevor sie beim Nahen Amerikas und seines Alkoholverbotes versiegelt und verklebt wird; das Orchester gibt seinem Benifizabend, die Getränke, die man leichtsinnig vom Kellner auf ein Stück Papier hat schreiben lassen, verwandeln sich beim Zahlmeister in anklagende Summen und Sümmchen. Am Horizont steigt Land auf und mit ihm erhebt sich wieder fordernde Wirklichkeit. Man rechnet und berechnet, hackt notwendige und alberne Fragen in den Weg zum Land: Wer wohl auf Dock sein wird, ob man schon mit dem nächsten Zug oder erst morgen fahren sollte, ob man in Newyork – und so weiter. In den Kabinen gibt es

ein großes Packen, der eine wühlt in Mengen mitgebrachter Handschuhmuster, der andere notiert die Preise der mit Zärtlichkeit gekauften Geschenke für die unerbittlichen Augen des United-States-Zollbeamten. Die Damen zerbrechen sich die Köpfe, wo und wie sie die in Paris gekauften Kleider, die Schals aus Italien und die Bernsteinkette aus Bremen unsichtbar unterbringen könnten.

Dann liegt das Dock vor ihnen mit seiner wartenden Menschenmenge. Nähert sich. Hüte werden geschwenkt, hoch fliegt ein grüner Schleier über allen anderen. „Hallo Bessie!“ „Hallo Dan!“

Die Erde hat sie wieder.

*Newyork*, im August.



# Chronikbeilage

der  
„Neuen Freien Presse“



Nachdruck verboten.

## Allerhand Passagiere.

Bilder von einer Ozeanfahrt.

Von Ann Tizla Veilich (Newyork).

Den ersten Tag, nachdem der Dampfer die alte Hansastadt verlassen, ist es nichts als ein Ueneinandervorüberlaufen auf dem langen Wandeldeck, ein geheimes Inspizieren, ein oberflächliches Ab- und Einschätzen. In dem Maße, als das Festland der Wirklichkeit entschwindet, verändern sich die Bande, die von den Menschen auf dem Schiffe dahinlaufen; dehnen sich, weiten sich, werden lockerer. Und mit ihnen verändern sich die Menschen. Die allumfassende, beruhigende, großartige Einförmigkeit des Meeres, das Ab- und Weggleiten von den Ufern gibt ihnen ein wohlthuendes Losgelöstsein. Sie haben den Staub der guten, alten und oft recht ermüdenden Erde von ihren Füßen gestreift und schweben in azurner oder grauwallender Unendlichkeit auf dem Schiffe dahin, als wären sie auf einem anderen Stern. Deshalb wirkt eine Ozeanfahrt als stärkende Erholung.

Sie beginnen denn auch bald, sich aus den Schalen der Reserve zu schälen, sind Gesprächen nicht abgeneigt; Schranken fallen und die gemeinsamen Mahlzeiten, der Sport, der Spielplatz und jene süße Lässigkeit, mit der man nebeneinander auf den Streckstühlen liegt, spielen bereite Vermittler. Keine verhängnisvollen Liebschaften brennen hier lichterloh an, keine in den Verführungskünsten mehrerer Erbteile erfahrenen Don Juans verfolgen hier die rauchenden, schwabenden, reizend kurz berodeten Mädchen. Keine jener Leidenschaften flammen auf, die die geschickten, parfümierten Hände jener Damen mit unbestimmter Herkunft und desto bestimmteren Zielen anfachen, die sich die großen, eleganten Dampfer als bequemen und ergiebigen Angelpfuhl für ihre Fischzüge unter der brieftaschentüchtigen Männerwelt ausersuchen haben. Jeder Vater kann seinen jungen Erben dieser unpräntiösen ersten Klasse anvertrauen, jede brave und ihres Gesponsen gern sichere Ehefrau ihm ihren Gatten. Im Rauchzimmer steht zwar auch angeschlagen: „Vor Falschspielern wird gewarnt“, aber die skrupellosesten unter dieser internationalen Gemeinde suchen sich wohl auch ein ihren Zwecken geneigteres Publikum aus.

Der „Columbus“ aber, dieser Prachtdampfer des Norddeutschen Lloyd, ist ein Schiff der soliden, wohlhabenden Bürgerlichkeit. Familien, ehrsame Geschäftsleute, alleintreisende Ladies, die unbehelligt bleiben, Strohwitwer, die treu bleiben wollen, finden sich hier zusammen.

Nach dem Tanz in der großen Halle sammeln sich die Herren im Rauchzimmer, das selbstverständlich neben der Bar liegt. Hier wird jeden Abend die Geschwindigkeit des Dampfers verauktioniert. Wie viele Meilen wird er morgen machen? Ein junger Mann ruft die Zahlen aus, bringt sie unterm Hammer.

„480 Meilen! Eine gute Zahl! Eine mittlere, eine sichere Zahl. Höchstwahrscheinlich wird sie gewinnen.“

„Zehn Dollar!“ tönt es aus der Tiefe eines Hauteuils über einen Manhattan Cocktail hinüber, den sechsten — neben anderen — den Mr. Otto sich heute einverleibt.

„15!“ „20!“ „30!“ — Die schon etwas schläfrigen Stimmen werden lebhafter, die Beine werden straffer angezogen, die Stimmen beleben sich, werfen die Zahlen über die Tische, daß sie klimpfern. Wie sie das Spielen lieben, das Lockende des Zufalls, vor dem ihnen die Dollars leicht in der Tasche werden!

Mit sechzig wird die Zahl 480 verkauft.

„499 Meilen! Oh, das Wetter ist gut, das Schiff machte schon 510. 499 ist die Zahl.“ Er macht das mit Erfahrung, der junge Mann; früher oder später war jeder ein Salesman, ein Verkäufer, in Amerika und wenn er nichts anderes verkauft hätte als seine eigene Smartheit.

„25!“ — „26!“ — „28!“ —

„Oh,“ sagt da der Auktionär, „warum uns mit einzelnen Dollars abquälen! Runde Zahlen, meine Herren, bitte.“



„35!“ fällt ihm Mr. Schmitt ins Wort, Mr. Schmitt, Bankier aus Chicago, in dessen großen, wasserblauen Augen des gebornen Norddeutschen die Stetigkeit des schon etwas milden Pflichtbewußtseins nun von fröhlichem Flackern überglänzt ist.

Wer die Zahl gekauft hat, hat die Anwartschaft auf die Gesamtsumme des durch die Auktion gewonnenen Geldes, wenn sich seine Zahl morgen als die richtige herausstellt. Oft darf so der Gewinner sechs- und siebenhundert Dollar einstecken, während die anderen um ihren Anteil leichter sind. Natürlich dürfen sich Damen beteiligen, aber sie machen davon nur kargen Gebrauch. Frauen sind selten, außer am Roulettetisch, willig, dem Zufall Geld in den Rachen zu werfen; sie finden, daß sie dafür bessere Verwendung haben. Spieler und Kind ist der Mann in viel höherem Maße.

Verhandelt wird Englisch; Deutsche beteiligen sich nicht am „pool“. Für sie sind die Dollars Mark, daher vierundeinhalbmal höhere Zahlen, die reißen tiefere Löcher in die Briefftasche. Außerdem sind sie bei weitem in der Minderzahl hier auf ihrem eigenen Schiff. Zumindest in der ersten Klasse. „Ja, Professoren reißen in der dritten! Wir haben einen Universitätsprofessor in der dritten“, sagt der Zahlmeister fast stolz.

Und Oesterreicher? Sie sind ebendort. Auswanderer. Ein paar blasse, schicksalsergebene Menschen. Was werden sie in Amerika machen? Oh, sie sind informiert, sie haben keine hochgezümmten Erwartungen; aber jede Arbeit ist besser als Arbeitslosigkeit. Das Auswanderungsbureau in Wien, das sei gut, das sei tabellos, das habe sie in allen Vorbereitungen bereitwilligst unterstützt. Das wollten sie nur gesagt haben.

Wie wohl es tut, einmal etwas Gutes über Oesterreich — von Oesterreichern — zu hören.

Ja, das Geld. Aber alles macht doch nicht das Geld. Die Amerikaner glaubten es, doch beginnen sie jetzt manchmal schon ihren Irrtum einzusehen. Und Deutsche und Amerikaner auf dem Schiff hier verstehen einander gut, denn sie haben ganz oder zum Teil dasselbe Blut, sind Deutsche und Amerikaner, Deutsch-Amerikaner. „Das war mein erster Tritt nach Deutschland, in meine Geburtsstadt Bückeburg. Nach 40 Jahren in Amerika! Aber von nun ab werde ich jedes Jahr nach Deutschland gehen, jedes Jahr ein paar Monate am Rhein verbringen“, sagt träumerisch der grauhäuptige Mr. Schmitt. Und es ist nicht nur das Glas goldhellen Rheinweins vor ihm, das ihn in Heimatsstimmung versenkt, denn er hat vorhin nachdenklich eine Portion ganz gewöhnlicher „Roter Grütze“ gelöffelt und gemeint: „Ja, woraus machen sie das nur? Mutter hat es uns immer gegeben.“ — Aber gleich darauf ist er wieder selbstbewußter und selbstverständlicher Amerikaner, als man durch die Radiozeitung von Gertrude Ederle erfährt, „Gertrude of America“, die gestern alle Schwimmrekorde im Kanal schlug, indem sie ihn in 14½ Stunden überquerte. Auch eine Deutsch-Amerikanerin, Gertrude Ederle.

Am Abend ist Mr. Schmitt nicht beim „pool“. Der „pool“ ist ihm heute gleichgültig, alles ist ihm gleichgültig; er denkt ans Sterben. Auch andere sind nicht beim „pool“. Alle eben angesprochenen Affinitäten bedeuten nichts, schon den ganzen Nachmittag lang. Der Trainer im Gymnasium ist allein inmitten seiner elektrischen Fahrräder, seiner elektrischen Pferde, Vorballs, Massage- und Zanderapparate; Shuffle-Ball, Bord-Tennis und Bord-Golf ist verlassen und auf dem Sonnendeck hoch oben, wo die Amerikanerinnen sonst ihre niedlich beichuhten und rassig-schlanken Beine ungeniert der Brise preisgeben, ringt der Nebel mit spritzenden Strahlen geifernden Gichts. Und das Boot taucht nieder, taucht auf, schraubt sich dabei um seine eigene Achse, gründlich, genießerisch, als wäre es ihm höchstes Vergnügen, den Menschen den Magen umzudrehen. In Decken gehüllt liegen vereinzelt Gestalten bleich, mit geschlossenen Augen auf Streckstühlen: starke Männer verschwinden spurlos, verbergen sich wie Primadonnen an einem ihrer Schönheit nicht günstigen Tage in der Einsamkeit ihrer Kabinen. Am Gang hin und da stößt man auf einen, der, sonst die Höflichkeit selbst, heute mit starrem Blick hart vorüberreißt. Unbarmherzig schüttelt, ringt die **S e e k r a n k h e i t** in schmerzvollen Krämpfen aus dem Magen, die unwillige Kehle hinaus, was nur irgend in ihm enthalten ist.

Am nächsten Tag ist strahlende Sonne und ovale Ruhe über dem Meer. Alles ist lachend und photographierend auf den Beinen. Die Damen haben ihre hellsten Sommerkleider an und die Herren lassen ihre Phantasie, die in der Uniformität der Männerkleidung sonst jämmerlich geknebelt

wird, in der größeren Freiheit des Sportkostüms fröhliche Sprünge machen. Heuer sind es nicht so sehr Hemden, Westen und Schlipse, die zum wechselvollen Ausdruck der Persönlichkeit herangezogen werden, sondern Strümpfe, die durch die Mode der pludrigen Knickerbockers und Halbschuhe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt sind. In allen möglichen Mustern, Farbenzusammenstellungen, Schekken und Karrees stolzieren Strümpfe auf Deck: weiß, gelb und weiß, grau mit rötlichen Flammen, violett und rot kariert. Sogar ein paar scharlachroter ist da, das sich nachmittags zu noch größerer Abwechslung in kobaltblaue verwandelt.

Mr. Bode, von Bode & Co., Import von deutschen Spielwaren, benützt sein vollkommenes Wohlbefinden, um einmal gründlich zu krakeelen. Das Essen ist ihm nicht recht. Immer nur „Kalbsrücken Gobard, Tournedos Massena, Charlotte Montreuil“ und ähnlichen Hokuspokus, eine ganze Karte voll, dreimal im Tag, macht ihn unglücklich. „Schweinschaxe mit Sauerkraut wäre auch da, von der dritten Klasse“, suggeriert da vorsichtig der verzweifelte Steward. Und Mr. Bodes zerknittertes Gesicht überhellt Sonnenschein: „Das ist einmal etwas. Also bringen Sie es mir nur schnell!“

Der junge, elegante Bremer mit dem langen Rassehädel ihm gegenüber hat kein Verständnis für Sauerkraut. Er denkt an ein hübsches, herzförmiges Gesicht, umflattert von kurzen, blonden Locken. Er hat gestern endlich unter den tanzenden Mädchen eine Wahl getroffen, und es ist eine Lust, das schöne Paar darauf losflirten zu sehen.

Dann ist aber auch die ganze Herrlichkeit bald zu Ende. Die Stewards werden noch aufmerksamer, die Bar macht noch bessere Geschäfte, schnell vor Torichluß, bevor sie beim Nahen Amerikas und seines Alkoholverbotes versiegelt und verklebt wird; das Orchester gibt seinen Benefizabend, die Getränke, die man leichtsinnig vom Kellner auf ein Stück Papier hat schreiben lassen, verwandeln sich beim Zahlmeister in anklagende Summen und Sümmlen. Am Horizont steigt Land auf und mit ihm erhebt sich wieder fordernde Wirklichkeit. Man rechnet und berechnet, hackt notwendige und alberne Fragen in den Weg zum Land: Wer wohl auf Dock sein wird, ob man schon mit dem nächsten Zug oder erst morgen fahren sollte, ob man in Newyork — und so weiter. In den Kabinen gibt es ein großes Packen, der eine wühlt in Mengen mitgebrachter Handschuhmuster, der andere notiert die Preise der mit Zärtlichkeit gekauften Geschenke für die unerbittlichen Augen des United-States-Zollbeamten. Die Damen zerbrechen sich die Köpfe, wo und wie sie die in Paris gekauften Kleider, die Schals aus Italien und die Bernsteinkette aus Bremen unsichtbar unterbringen könnten.

Dann liegt das Dock vor ihnen mit seiner wartenden Menschenmenge. Nähert sich. Hüte werden geschwenkt, hoch fliegt ein grüner Schleier über allen anderen. „Hallo Bessie!“ „Hallo Dan!“

Die Erde hat sie wieder.

Newyork, im August.